

HEYNE <



Lilach Mer

Der siebte Schwan

Roman

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Originalausgabe 2/2011
Redaktion: Claudia Alt
Copyright © 2011 by Lilach Mer
Copyright © 2011 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Zinken: Swantje Philipps und Lilach Mer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
eISBN 978-3-641-04011-6

www.heyne-magische-bestseller.de

*Für meine Eltern,
die mich immer unter ihren Flügeln borgen;
meinen Bruder,
der jeden Drachen für mich besiegen würde;
für meine ganze wunderbare, einzigartige,
hinreißende Familie*

und

*für S.S.P.,
einen ganz besonderen kleinen Schwan,
ohne den dieses Buch
nie geschrieben worden wäre.*



Wie rau der Morgen war. So weiß, so kühl gegen das sanfte Violett der Nacht; so harsch und bloß nach den reich gekleideten Träumen. So unnachsichtig klar, wie Glassplitter auf der nackten Haut, wenn sie noch weich und verwundbar war unter den Laken. So herzerreißend licht, wenn man sterben musste.

Die alte Frau legte den Kopf zurück auf das glatte Kissen. Vom Bett aus sah sie die Frostblumen an der Fensterscheibe, das zarte, rätselhafte Gespinst; eine unlesbare Schrift, die irgendetwas bedeuten mochte. Sie war zu müde, um es herauszufinden. Bald würde die Tochter kommen, es war die Zeit dafür, und mit einem sauberen Tuch darüberwischen; und erst im Gehen nur die sachtteste Andeutung machen, dass das Gutshaus neue, dichte Fenster brauchte. Nun, sie würde sich nicht mehr allzu lang mit Andeutungen zufriedengeben müssen.

Von unten, vom staubigen Salon her, konnte die alte Frau sie leise streiten hören, die Tochter und die Enkelin; wie alle Generationen von Frauen streiten, wenn sie zu dicht beieinanderliegen. Ihr war es nicht anders gegangen, ging es heute noch nicht. Mit den Jungen war es nie so schwierig

gewesen ... Wahrscheinlich gab es niemanden, der sich von der Mutter so sehr unterschied wie die Tochter; so lange, bis die Ähnlichkeit sich über Jahrzehnte hinweg so nah an beide heranschlich, dass sie sich eines Morgens gegenseitig ins Gesicht blickten wie in einen Spiegel.

Sie rief nach ihnen, schwach, aber hörbar, öffnete sogar den Mund dabei, obwohl es überflüssig war: Es gab keine Nische in ihrem Geburtshaus, die sie nicht mit ihren Gedanken erreichen konnte. Aber die Tochter liebte das nicht. Und die alte Frau fühlte sich zu matt, um weiteren Streit heraufzubeschwören. Dabei war es noch nicht so sehr lange her, dass sie die Vorstellung belebt hätte ...

Wie unverwechselbar doch Schritte waren. Da kamen sie die Treppe hinauf, feste, bestimmte Schritte in vernünftig flachen Schuhen, und daneben das sorglose Trippeln der ganz jungen, die noch nicht prüfen müssen, wie dauerhaft der Boden ist, auf den sie ihre Füße setzen. Die alte Frau richtete sich auf.

Fast ohne es zu merken, schob sie dabei die linke Hand unter eines der Kissen. Sie war, wie die rechte auch, von feinen, blassen Narben überzogen. Aber der linken fehlte dazu am Ringfinger, da, wo der Nagel war, das oberste Glied.

Sie sah die Verstümmelung nicht gern, ihre Tochter. Sah nicht gerne Dinge, die fehlten, Dinge, die nicht waren, wie sie sein sollten. Und sie hatte nie verstanden, warum die alte Frau ausgerechnet auf dieser Seite ihren Ehering tragen musste.

Das Lächeln kam jetzt leichter als die vielen Jahre zuvor, vielleicht, weil sie *ihm* schon so nahe war. Sie spürte es deutlich in den Mundwinkeln, und kaum dass die Tür

leise geöffnet wurde, grüßte es sie wieder vom Gesicht ihrer Enkelin.

»Großmama, du bist ja schon wach.«

Sie war immer noch stolz darauf, dass es ihr gelungen war, von »Oma« oder, schlimmer noch, »Ömchen« verschont zu bleiben. Ob es wirklich an der neuen Zeit lag, dass alle Wörter immer kürzer wurden? Es war eine gewisse Atemlosigkeit darin, wie sie fand; das aufgeregte Voranstürmen von Kindern, die nicht abwarten konnten, welche Wunder sie hinter der nächsten Biegung erwarten mochten. War man denn zu ihrer Zeit tatsächlich so viel bedächtiger, so viel erwachsener gewesen? Und war es wirklich schon so lange her?

»Alles Liebe zum achtzigsten Geburtstag, Großmama!«

Eine weiche Wange schmiegte sich an ihre knochige, Haarsträhnen, die nach Vanille dufteten und irgendwie, ganz schwach, nach Milch.

»Danke, meine Kleine. Ich hoffe, du hast gut geschlafen?«

»Sehr gut sogar.« Ernsthafte, eifrige, weiherdunkle Augen. »Ich habe wieder die seltsamsten Dinge geträumt. Ein Wassermann kam darin vor, und Elfen, und eine Gans, glaube ich. Schön war es. Und aufregend.«

»So, eine Gans?«

Ihre Enkelin zuckte mit den Schultern. »Etwas Ähnliches wie eine Gans.«

Geschirr klapperte, und die Tür wurde ein zweites Mal aufgedrückt.

»Guten Morgen, Mama«, sagte ihre Tochter und stellte das Tablett vorsichtig auf einem Tischchen ab. »Alles Gute zum Geburtstag. Ich habe dir Kringel gebacken. Für den Kuchen ist es ja vielleicht noch ein bisschen früh.«

Sie kam zum Bett und umarmte die alte Frau, warm, herzlich und distanziert. Nur erwachsene Frauen beherrschten das so vollendet.

»Sieh nur, die Scheiben sind schon wieder von innen gefroren.«

»Ich finde es hübsch«, zirpte die Enkelin. »Außerdem sieht man dann das Auto nicht so sehr. Es passt nicht richtig hierher, finde ich. Eine Kutsche würde dem Haus besser stehen.«

»Eine Kutsche«, die alte Frau lachte leise. »Meine Kleine, in Kutschen ist es zugig und unbequem, und es holpert so sehr, dass man sich gegenseitig auf den Schoß springt.«

»Und das«, sagte die Tochter mit einem halben Lächeln, »auch wenn man sich noch gar nicht richtig vorgestellt wurde!«

»Liebchen, du überraschst mich.« Die alte Frau stützte sich auf die Ellenbogen. »Ironie am frühen Morgen? – Ihr beiden, ich hätte gern, dass ihr euch ein Weilchen zu mir setzt, wenn es euch recht ist.«

Sie fühlte die Wachsamkeit, die plötzlich den Raum erfüllte. Ihre Tochter rückte halbabgewandt die Gegenstände auf dem Tablett zurecht, Kaffeetasse, Kringelteller, all die schönen, unnützen Dinge. »Natürlich, Mama. Wenn du es möchtest.«

»Ich sitze ja schon.« Auf der Bettkante wippte die Enkelin fröhlich mit den Füßen. Vorlaut war sie; aber man konnte es ihr nicht übelnehmen. Das ganze Bett vibrierte unter ihrer Lebhaftigkeit.

Als die Tochter sich einen Stuhl auf der anderen Seite herangezogen und die Hände in den Schoß gelegt hatte, als säße sie in der Kirche, fühlte die alte Frau sich auf einmal

befangen. Wie arglos ihre Gesichter waren, selbst das ihrer Tochter, das Sorgen und Misstrauen kannte! Wie sagte man den Menschen, die man so schmerzlich liebte, dass es einen sprachlos machte, dass man sie verlassen würde? War es nicht besser, sie blieben ohne das Wissen, bis die Wirklichkeit alles von allein erledigte?

»Großmama«, wieder lehnte sich die weiche Mädchenwange an ihre. »Was hast du nur? Du siehst so ernst aus. Komm, soll ich dir von der Schule erzählen?«

Sie streichelte sie sanft, aber ablehnend.

»Liebchen.« Ihre Augen suchten nach denen ihrer Tochter, ohne sie zu finden. »Ich möchte, dass du heute den Frost am Fenster einmal Frost sein lässt und stattdessen das Fenster ... das Fenster einfach nur öffnest. Könntest du das für mich tun? Ich möchte, dass es heute den ganzen Tag über offen bleibt, und auch noch am Abend. Keine Sorge«, sie kam mit einer entschiedenen Handbewegung den Protesten zuvor, »ich wickele mich warm ein und nehme eine Wärmflasche ins Bett. Und so kalt ist es tagsüber auch nicht mehr. Öffne einfach das Fenster für mich. Ich kann den schweren Riegel nicht mehr bewegen. Und ich möchte ... Ich möchte die Schwäne draußen beim Teich gerne hören.«

Jetzt blickten sie sie an, die Augen, hell und klar wie Glas, und zornig, so zornig.

»Mama, was ist denn das wieder für ein Unsinn? Es ist noch viel zu kalt, Schwäne sind Zugvögel!«

»Höckerschwäne nicht!« Das Mädchen hatte, ohne es zu merken, einen Finger gehoben wie in der Schule. Die alte Frau nickte ihm zu.

»Richtig. Die Höckerschwäne hier oben bei uns im Nor-

den fliegen nicht weg, sie bleiben uns treu. Ich weiß, dass welche beim Teich unten sind, ich habe sie gestern schon gesehen, als ihr mich in den Wintergarten gebracht habt. Und ich liebe ... ich liebe es, ihnen zuzuschauen.«

Die Tochter sprang auf.

»Ich sehe nicht ein, was das soll, Mama; wieder deine Launen! Es sind nur ein paar große, dumme Vögel dort draußen, mehr nicht. Mehr nicht! Hör auf, immer überall etwas hineinzugeheimnissen.«

Sie drehte sich um, zur Tür hin.

»Bleib hier.«

Ja, sie konnte es immer noch: ihrer Stimme, die das Alter so spröde gemacht hatte, diesen machtvollen Glanz verleihen. Ihre Tochter war stehen geblieben, die Hand auf der Klinke, den Kopf trotzig gesenkt. Die alte Frau seufzte unhörbar.

»Bleib hier, mein Liebchen. Ich bitte dich.«

»Ich will solchen Unsinn nicht hören.« Der Kopf hob sich nicht. Die Blicke der Enkelin sprangen hin und her wie zwei ängstliche Hasen. Die alte Frau streichelte ihr beruhigend den Handrücken.

»Du weißt«, sagte sie, »dass das kein Unsinn ist. Ich rede nur sehr selten Unsinn, und wenn, dann weiß ich es.«

»Unsinn, Blödsinn, dummes Zeug! Ich habe genug davon, hörst du? Für ein ganzes Leben genug. Deine Launen, deine Geschichten ... Alles nur Unfug! Und ich will auch nicht«, der Kopf flog hoch, mit brennend blauen Augen, »ich will nicht, dass du ihr das in den Kopf setzt! Sie ist ein kluges Mädchen, kommt gut zurecht in der Schule, hat Freundinnen. Ich will, dass das so bleibt!«

Ein paar Sekunden, in denen nur Atemzüge das Zim-

mer füllten, heftige, ruhige und angstvolle. Irgendwo in der Vergangenheit schmiegte ein kleines, gehänseltes Mädchen weinend seinen Kopf in Mutters Schoß ... Dann richtete die alte Frau sich so gerade auf, wie sie konnte; als sie wieder sprach, war ihre Stimme ganz sanft.

»Jetzt schweigst du besser, mein armes Töchterlein. Hast du vergessen, wer dein Vater war?«

Unwillkürlich blickten drei Augenpaare zu der verblassten Photographie auf dem Nachttisch hinüber, und das Herz der alten Frau füllte sich mit einer Sehnsucht, die kaum noch zu ertragen war. Bald, bald, mein Liebster. Es gibt noch etwas, das ich tun muss ...

Sie machte eine Handbewegung, und der schon wieder geöffnete, lippenstiftrote Mund ihrer Tochter schloss sich widerwillig.

»Nein, mein Liebchen, jetzt werde ich ein wenig reden. Und du wirst mich nicht unterbrechen. Auch nicht, wenn ich von Schwänen spreche. Selbst dann nicht, wenn es mir etwa einfallen sollte, von Wassermännern und Nixen zu reden, wie unser kluges Mädchen hier. Ich werde reden, und ihr werdet so freundlich sein, mir ein kleines Weilchen dabei zuzuhören. Und wenn ich fertig bin, meine liebe, schöne, eigensinnige Tochter, dann wirst du hinübergehen und dieses Fenster für mich öffnen. Habt ihr mich beide verstanden?«

Sie nickten, die eine verwirrt, die andere – es war so schwer zu sagen. Zornig? Immer noch, ja; sie war schon zornig auf die Welt gekommen. Aber da war noch etwas anderes. Etwas, das sich wie Furcht anfühlte oder wie – Kummer ...

»Mama«, flüsterte ihre Tochter. »Mama, tu es besser

nicht. Wenn du schon nicht an dein Kind denken konntest, dann denk an meines.«

»Ja«, antwortete die alte Frau leise. »Genau das will ich tun.«

Sie lehnte sich aus dem Bett, an dem warmen jungen Körper der Enkelin vorbei. Die verstaubte Schachtel stand noch immer unter dem Nachtschränkchen; immer noch, nach all den Jahren. Sie zog sie hervor, schob die Hand unter den Deckel. Glattes Holz, kaltes Glas ... Sie tastete, bis sie den Mechanismus fand. Ein Geräusch erklang, ein kleines, kratziges Schnarren. Ihre Finger zitterten ganz schwach, als sie den Deckel von der Schachtel hob.

Die Enkelin beugte sich neugierig vor. Die Tochter atmete ein.

Ein hölzernes Kästchen, stumpf von Alter und Staub. Figuren aus geschliffenem Glas darauf, mattes Schimmern im blassen Winterlicht. Sie bewegten sich leicht, stockten, ruckten wieder. Setzten langsam zur allerersten Drehung an.

»Hört«, sagte die alte Frau – oder dachte sie es nur?

»Hört.«

Ein erster Ton schwebte über das Bett hin.



An jenem Tag füllte das Lied der Spieluhr den ganzen Dachboden, und Mina hörte den Besuch nicht kommen. Der Wind, der seit der Nacht von der Schlei herwehte, hatte den letzten Winterhauch vom Dach geblasen. Die Maisonne schien hell durch das schmale Giebfenster; Staub rieselte in glitzernden Fäden von den Balken. Die zirpenden Töne wiegten sich darauf, und die kleine, sehnsüchtige Melodie drang in jede Nische.

Mina hielt die Spieluhr fest an die Brust gedrückt, während das Lied sie umfing. Bunte Lichtflecken sprangen von den Glasresten auf dem Deckel; die Figuren, die einmal daraufgestanden hatten, waren längst abgebrochen. Nur ein paar Kristallsplitter, immer noch festgeleimt, und etwas wie ein Frauenfuß in einem gläsernen Schuh drehten sich, wenn man die Kurbel aufzog – langsam, gemessen, Runde um Runde. Die Lichtflecken huschten über Minas Gesicht, so leuchtend, dass sie die Augen beinahe ganz schließen musste: Morgenrot, Sommernachtviolett, Traumblau. Tanzende Damen ...

Damen, die sich in ihren schönsten Kleidern drehten, langsam, gemessen, Runde um Runde, in einem Ballsaal,

der irgendwo hinter den schrägen Wänden lag; hinter den Kommoden, denen Beine fehlten, den Kisten mit ausgemustertem Geschirr ohne Henkel und den geduldig wartenden, leeren Schrankkoffern. Damen, deren Haare hochgesteckt waren mit funkelnden Diademen, wie das, das verbogen um den kopflosen Hals einer Schneiderpuppe lag. Damen, die Tücher aus Perlen und Federn von ihren Schultern wehen ließen, ohne Mottenlöcher, ohne zerrissene Säume, während sie die schönen Köpfe neigten. Nie wurden sie müde, dem immer gleichen Lied zu lauschen, die zarten Füße im immer gleichen Takt zu bewegen. Die Spieluhr spielte, und die Damen tanzten, und das Seidenpapier in den leeren Hutschachteln flüsterte im Luftzug.

Einzweidrei, einzweidrei, wie die Mädchen unten an der Küchentreppe, wenn im Salon das Grammophon aufgezogen wurde. Mit der freien Hand hielt Mina einen Zipfel ihres kurzen Rocks ausgebreitet; der glatte Stoff schimmerte sanft. Auch wenn es nicht für ein Ballkleid reichte, er umgab sie wie eine Blüte, während sie sich drehte, immer noch drehte, obwohl ihr längst schwindelig war. Jedes Mal, wenn das Uhrwerk mit einem Schnarren zum Stehen kam und sie es wieder aufzog, ohne anzuhalten, sagte sie sich selbst streng: Nur diese eine Runde noch. Nein, Mina, sei vernünftig. Nur einmal noch, und dann Schluss.

Aber es war nie Schluss. Nicht, wenn die Staubkörnchen die Luft so sehr zum Funkeln brachten und die Kleider der Lichtdamen so hell strahlten.

Vielleicht lag es auch an ihrem eigenen schweren Atem, dass sie die Kutsche unten auf dem Vorplatz nicht über die Kieselsteine knirschen hörte. Sie wusste, dass sie unschicklich keuchte – wie die Kettenhunde draußen, wenn sie sich

über die Kaninchen aufregten. Ihre Wangen glühten sicher wie bei einem aufgeregten Kind, und die sorgfältig gelockten Haarsträhnen über ihren Ohren waren zerzaust und verschwitzt. Ein Stück flatterndes, loses Schleifenband berührte sie immer wieder an der Schulter.

Sie wusste auch, dass sie die Schuhe hätte ausziehen sollen. Es war immer besser, die Schuhe auszuziehen, bevor man anfang zu tanzen; am besten schon, wenn man die kleine Bodenluke, die so sehr knarren konnte, minutenlangsam, mit angehaltenem Atem, wieder hinter sich geschlossen hatte. Das Schlafzimmer der Eltern lag unter diesem Teil des Dachbodens. Zwar hielt sich tagsüber normalerweise niemand dort auf. Wenn der Mutter schwindelte, wie so oft, ruhte sie auf dem kleinen Sofa im Damenzimmer, ein Fransenplaid über die Knie gebreitet, das Kristallfläschchen mit dem scharfen Riechsalz auf einem Tischchen neben sich. Mina war nicht sicher, wie krank man sein musste, um tagsüber im Schlafzimmer bleiben zu können; wahrscheinlich so sehr, dass man morgens gar nicht erst aufstehen konnte. Wenn Vaters schwere und Mutters zögernde Schritte die Treppenstufen zum Quietschen gebracht und die Mädchen die Waschkügel geleert hatten, verstummte das obere Stockwerk für gewöhnlich bis zum Abend. Dann fühlte es sich an wie in einem fremden Haus, und die Luft auf dem Flur dort schmeckte seltsam staubig und abgestanden, wenn man nach oben schlich.

Immerhin, es konnte einer jener Tage sein, an denen in den Schlafkammern gewischt wurde. Es konnte sein, dass plötzlich Stimmen durch die Ritzen der Bodendielen nach oben steigen würden, ein Summen, ein tuschelndes Gespräch; das Geräusch des Staubwedels aus Pfauenfedern

und Elfenbein, der an die Verzierungen des Kleiderschranks stieß. Wenn man dann nicht rechtzeitig aufmerksam wurde, dauerte es nicht lange, bis die Bodenluke schwungvoll aufgestoßen wurde und vorwurfsvolle Blicke unter einem runden, weißen Spitzenhäubchen die Spieluhr zum Verstummen brachten.

»Gnä' Fräulein sind ja schon wieder hier oben.«

Dann wurde man von der Mamsell am Handgelenk gepackt, kaum dass es einem gelungen war, die Uhr mit dem Fuß unter einen alten Hocker zu schieben; wurde gepackt und unerbittlich nach unten gezogen wie ein unartiges Kind, ganz gleich, wie alt man war. Ins Damenzimmer zur Mutter, wo Handarbeit wartete. Ins Schulzimmer im anderen Flügel, wo Französischaufgaben an der schwarzen Tafel Kreidestäubchen elegant zu Boden rieseln ließen ...

Nein, mit den Schulaufgaben war es ja nun vorbei. Mademoiselle mit ihrem Hütchen und den winzigen Spitzentaschentüchern; Mademoiselle, die so sanft lächelte und deren kleine Finger wie Vogelkrallen kniffen, wenn man tagträumte; Mademoiselle, die Mina alles beigebracht hatte, was eine junge Dame wissen musste, war vorgestern in die Kutsche gestiegen. Leise weinend, wie man es erwarten konnte, aber doch nicht so sehr, dass ihre blassen, kurzsichtigen Augen sich unschicklich gerötet hätten. Inzwischen war sie sicher längst zu Hause im vornehmen Paris angekommen. Ob die weltgewandten Mädchen dort sie noch eine Weile an ihre ungeschickte norddeutsche Schülerin erinnern würden?

Keine drückende, enge Schulbank mehr für Mina. Keine dunkle Schürze, die den Kreidestaub anzog, so dass man schon unordentlich aussah, wenn man sich nur hingewetzt

hatte. Keine Hausaufgaben, die einen von den stillen, verblichenen Wundern des Dachbodens fernhielten. Stattdessen ... die Konfirmation, in ein paar Tagen schon. Der Herr Pastor, der sie geduldig sonntagnachmittags den Katechismus gelehrt hatte und der beim Sprechen mit dem Kopf wackelte, würde ihr in der Kirche seine alte zerbrechliche Hand auf den Scheitel legen. Es würden Psalmen gesungen werden, während sie vorne stand, hübsch zurechtgemacht wie eine Braut in ihrem ersten langen schwarzen Kleid. Von all den umliegenden Gütern würden die Nachbarn kommen, aus Kappeln, Missunde, Lindaunis, vielleicht sogar aus Schleswig, um ihr zu gratulieren. Danach Kaffee und Kuchen für alle, zu Hause im Salon; unten in der Küche wirbelten sie schon seit Tagen deswegen. Und dann ... ja, was?

Mina merkte, dass sie aus dem Takt kam. Die Absätze ihrer Knöpfungstiefel schlugen laut und unrhythmisch auf die rissigen Bodendielen. Die bunten Lichtflecken stolperten über die alten Möbel, als sie versuchte, wieder in die Melodie zurückzufinden. Einszweidrei, einszweidrei ... Es half nichts, die Lichtdamen flogen durcheinander wie Murmeln, und Mina konnte beinahe ihr empörtes Raunen hören. Die Spieluhr rutschte ihr halb aus dem Arm, sie schnaufte und schnarrte in der Schiefelage. Das Lied wurde langsam, immer langsamer, bis die Töne so weit auseinanderlagen, dass sie keinen Sinn mehr ergaben. Erst da hörte Mina den anderen Takt, den anderen Rhythmus. Er kam nicht aus der Dachkammer. Da waren Schritte auf der Bodentreppe. Und draußen wieherte plötzlich ein Pferd.

Sie erschrak, ließ die Spieluhr fallen, und mit einem hässlichen Klirren schlug sie auf die Bodendielen. Die Musik verstummte. Ein neuer Splitter brach ab, als sie die Uhr mit

der Stiefelspitze anstieß, heftig genug, dass sie unter eine alte Kommode mit drei Beinen rutschte und dort im Schatten liegen blieb. Die Bodenluke knarrte. Mit fliegenden Fingern versuchte Mina, sich die Haare zu glätten.

»Hier sind Sie, Fräulein Wilhelmina ...«

Ein Hut stieg aus der Luke empor, schwarz schimmernde Seide, und auf den Brillengläsern darunter brach das Sonnenlicht. Die Augen waren nicht zu erkennen; aber der Mund im grauen Backenbart krümmte sich in amüsierten Winkeln, und Mina knickste, ganz schwach vor Erleichterung.

»Verzeihung, Herr Doktor«, sagte sie, immer noch atemlos. »Ich wusste nicht, dass Sie schon angekommen sind. Ich habe wohl die Zeit vergessen.«

Er lachte freundlich, während er sich ganz durch die schmale Luke zwängte. Einen kurzen Moment lang spürte Mina, dass es ihr lieber gewesen wäre, wenn er nicht heraufgekommen wäre; wenn er die Luke nur für sie offen gelassen und bei der Treppe gewartet hätte. Es war ihr Dachboden, ihr Versteck. Licht und Töne schienen noch in der Luft zu schweben, fast greifbar wirklich. Und auch sie gehörten ihr.

Mina verscheuchte den Gedanken sofort. Es war der Doktor, nicht die Mamsell. Er würde sie nicht am Arm packen und nach unten zerren. Er würde sie nicht verraten.

Ein lebenswürdiger Herr, der Doktor, auch wenn man sich immer ein wenig klein fühlte vor seinen funkelnden Brillengläsern und nie wusste, was er wirklich dachte. Sie kannte ihn, solange sie sich erinnern konnte. Oft wurde er zum Essen eingeladen, zu Minas Geburtstagen oder zum Sommerpicknick; einer der wenigen Gäste, die zum Guts-

haus kamen. Eine Art Hausfreund, so sagte man wohl dazu. Zu ihrem letzten Geburtstag hatte er ihr hübsche Anziehpuppen aus Papier geschenkt und damenhafte Haarnadeln mit Wachsblumen. Der Doktor mochte sie.

Sie beeilte sich trotzdem, das lose Schleifenband wieder zu befestigen, während er sich umsah.

»Recht staubig haben Sie es hier«, bemerkte er, und seine Mundwinkel krümmten sich noch mehr. Er trat an eines der weißen Laken heran, unter dem eine Garnitur motenzerlöcherter Morgenmäntel darauf wartete, in Putzlumpen zerrissen zu werden. »Aber das Licht ist zum Zeichnen natürlich einmalig an einem solchen Tag. Wenn auch die Blumenwiese im Garten vielleicht einen noch schöneren Ausblick bieten würde.«

Mina griff hastig nach dem Zeichenblock, der auf einer alten Staffelei beim Fenster stand. Schon vor Wochen hatte sie eine der Gewächshausrosen darauf begonnen, eine halbe Blüte, ein paar angedeutete Blätter. Sie leistete gute Dienste, wenn man nach stundenlangem vergebliehen Mamsellrufen von irgendwoher auftauchte. Wenn man sie vorzeigte, war man ein braves, anständiges Mädchen, das sich still mit Mädchendingen beschäftigte. Der Vater strich einem kurz über den Kopf, dass es in den straff gebundenen Schleifen ziepte, und die Mutter lächelte matt und legte ihre kühle, schmale Hand für einen Augenblick über die eigene, während die Standuhr tickte und das Mädchen mit der Suppenschüssel wartete. Niemand kam dann darauf zu fragen, ob man vielleicht den ganzen Nachmittag wieder auf dem scheußlichen alten Boden verbracht hatte ...

»Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich erst die Rose beenden soll oder gleich mit der Baumkrone dort drüben

anfänge. So habe ich wohl eine Stunde nur überlegt und schließlich gar nichts getan«, sagte sie und lächelte entschuldigend.

Der Doktor nickte.

»Es ist nicht immer einfach, ein Backfisch zu sein. Der kleine Kopf so voll mit so vielen verschiedenen Dingen. Aber das findet sich mit der Zeit, meine Liebe, glauben Sie es mir. Das findet sich und ordnet sich alles, wenn man erst erwachsen ist. Wenn aus der kleinen Wilhelmina das Fräulein Ranzau geworden ist.«

Er ließ den Zipfel des Lakens fallen, den er mit zwei Fingern angehoben hatte. Mit der anderen Hand vollführte er eine elegante Geste zur Luke hin, wie ein Tanzherr, der seine Dame zu Tisch geleiten will.

»Wenn ich dann bitten darf ...«

Mina lachte und folgte der Bewegung. Sie setzte die Füße auf die schmalen Stufen der Bodentreppe, ohne hinzusehen; im Schlaf hätte sie sie gehen können, seit sie einmal mitten in der Nacht hinaufgeschlichen war, um zu beobachten, wie der Vollmond durch die Zweige der Buchen schien. Sie hob den Kopf, vielleicht, um dem Doktor noch eine scherzhafte Bemerkung zuzuwerfen. Er wartete mit dem Rücken zum Fenster, geduldig, immer noch lächelnd. Aber wie ein sonderbares Häkchen stand, dicht über den spiegelnden Brillengläsern, eine kleine, steile Falte auf seiner Stirn, die nicht zu dem Lächeln passte. Fremd, eigentümlich. Sie verwirrte Mina den einen Moment, den sie sie sah, bevor sie sich wieder in Glätte auflöste. Beinahe wäre Mina gestolpert.

Im Speisezimmer war das Licht von draußen gebändigt durch schwere Vorhänge. Alle Kerzen brannten am Decken-

leuchter über dem Esstisch; Silberlöffel glänzten matt auf milchweißen Servietten. Frieda, das Stubenmädchen, das gar nicht Frieda hieß, aber nun einmal die Nachfolgerin einer ganzen Reihe von Friedas war, stand wie immer hinter den Eltern, dicht bei dem Glasschrank mit den Porzellanfiguren. Über ihren breiten, schwarz verhüllten Schultern spannten sich weiße Schürzenspitzen wie klägliche Engelsflügelchen. Wenn sie achtlos das Gewicht verlagerte, klirrten die Schäferinnen und Barocktänzer, die Blumenkörbe und verspielten Kätzchen hinter ihr im Schrank, die Mutter seufzte leise, und der Vater zog eine Augenbraue hoch. Dann stieg Frieda das Blut leuchtend rot in die Wangen, bis hinauf zu den feinen blonden Härchen, die unter ihrem Häubchen hervorspitzten. Mina fühlte ein unbestimmtes Mitleid mit ihr, wie mit all den Stubenmädchen. Sie waren da, und auch wieder nicht; man bat sie um ein neues Glas Wasser, eine zweite Scheibe Kuchen, sie traten aus dem Nichts und verschwanden wieder darin, ohne mehr zu hinterlassen als einen schwachen Hauch von Seife und Kleiderstärke. Und manchmal, spätabends, hörte man sie in der Mädchenkammer weinen.

An diesem Tag klirrten die Schäferinnen kaum. Vielleicht, weil der Doktor mit am Tisch saß, gar nicht ernst, und ohne jene eigentümliche Falte auf der Stirn Scherze machte und den Braten lobte? Zwischen den Gängen diskutierte der Vater lebhaft mit ihm über die letzte Jagd. Mutters Gesicht trug einen Hauch von Farbe, und sie drängte den Gast sanft, von jedem Gericht mehrere Nachschläge zu versuchen. Er ließ es sich mit einem Lächeln gefallen, halb entschuldigend, halb behaglich.

»Vielen Dank, Gnädige Frau, es ist auch wirklich zu



Roeder Tina

Der siebte Schwan

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-04011-6

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2011

Haben Sie "Alice im Wunderland" und "Die unendliche Geschichte" auch geliebt? Dann müssen Sie "Der siebte Schwan" lesen!

Wie rau der Morgen war, so weiß, so kühl gegen das sanfte Violett der Nacht. So herzerreißend licht – es ist der Morgen, an dem eine alte Frau ihrer Enkelin ein Geheimnis anvertraut. Ein Geheimnis, das die Grenzen zwischen Wirklichkeit, Märchen und Träumen verwischt und das Schicksal einer Familie für immer verändert. Denn einst, vor langer Zeit, machte sich ein Mädchen, Mina, hoch im Norden auf, ihre verschwundenen Brüder zu suchen. Sie begegnet Freunden, Feinden und seltsamen Wesen und lernt, über sich selbst hinauszuwachsen.